

Meine Oma Lydia Schwendener, geborene Hennig (1918-1994)

verfasst von Julia Schwendener

Ein Tag mit meiner Grossmutter

In den Herbstferien 1997 verbrachte ich einen ganzen Tag mit meiner Grossmutter. Sie wohnt wie ich in Buchs. Seit dem Tod meines Grossvaters Ulrich Schwendener (1919-1987) vor zehn Jahren, lebt sie alleine in seinem Elternhaus an der Schulhausstrasse. Im Haus befindet sich noch eine kleine Einzimmerwohnung, die sie an Studenten vermietet. Sie ist eine sehr liebe, aufgeschlossene Frau, der es nie langweilig ist. Sie kennt viele Leute und weiss immer etwas zu tun.

Am Vormittag fuhr ich mit dem Fahrrad zu ihr nach Hause. Wir redeten viel, assen zusammen z' Mittag und "kaffeleten" anschliessend. Danach schauten wir jede Menge Fotoalben an. Die meisten davon sind richtige Kunstwerke, da sie meine Oma mit viel Aufwand beschriftete und gestaltete. Es war nicht nur schön zum Anschauen, es war auch sehr interessant, was meine Grossmutter dazu erzählte. Später tranken wir nochmals gemütlich Kaffee und assen Pralinen. Bei meiner Oma gibt es immer einen guten, oft selbstgemachten "Z'vieri". Währenddessen erzählte sie noch mehr von früher und ich hörte gespannt zu. Zum Teil war ich sehr erstaunt und einige Geschichten kannte ich schon. Trotzdem war es mir nicht ein einziges Mal langweilig und mir wurde wieder einmal bewusst, wie sehr sich die Zeiten geändert haben. Auf das Nachtessen ging ich wieder heimwärts. Wir verabschiedeten uns und ich bedankte mich bei ihr für diesen Tag. Sie versicherte mir jedoch, dass es ihr ein Vergnügen war und ich zu jeder Zeit wieder kommen könne, um noch den Rest der Fotoalben anzuschauen.

Lydia Schwendener

Als meine Oma am 16. Februar 1918 in Bittnau, einem kleinen Fischerdorf in der ehemaligen DDR, geboren wurde, war ihr Vater im Ersten Weltkrieg. Ihre Mutter schickte ihm ein Telegramm mit der Meldung, er habe eine Tochter bekommen. Er freute sich so sehr, dass er ihr einen riesigen Fliederstrauss schickte. 1922 erhielt Lydia eine kleine Schwester. Bald darauf wurde die Mutter krank, sie war sehr mager und bleich. Zusammen mit ihrem Mann ging sie zum Arzt. Nachdem er kein physisches Leiden finden konnte, stellte er die Diagnose "Heimweh". Sie hatte nämlich zuvor immer im Toggenburg gelebt und war erst zusammen mit ihrem Mann in dessen Heimat gezogen.

Obwohl fast kein Geld da war, reiste die Familie Hennig in die Schweiz und die Mutter wurde wieder gesund. Trotz ihrer Armut konnten sie in Tuferschwil ein altes, kleines Haus kaufen. Weil das Geld nicht noch für Möbel reichte, begann der Vater von Lydia diese selber zu schreinern.

Einmal wurde ihm ein Stuhl mit nur noch drei Beinen geschenkt. Er nahm ihn heim und flickte ihn.

Da der Vater Deutscher war, bekam er keine Arbeitsbewilligung. So kauft er sich ein Schweissgerät und begann Schirmständer, Wiegen, Stühle und andere Gegenstände herzustellen. Der Globus kaufte viele dieser Möbel auf und so konnte die Familie Hennig doch einige Zeit etwas verdienen. Trotzdem reichte das Geld kaum, um alle zu ernähren. Die 20-jährige Tochter einer bekannten, sehr reichen Familie holte Lydia oft ab, um etwas zu spazieren. Sie verehrte das kleine Mädchen so sehr, dass ihre Eltern die Familie Hennig fragten, ob sie Lydia für einige tausend Franken nicht verkaufen würden. Natürlich kam es nie in Frage, auf dieses Geschäft einzusteigen.

Lydia wurde älter und musste in die Schule gehen. Da der sehr lange Schulweg unter anderem durch ein dichtes Waldstück führte, wurde der Besuch der Schule zur Qual. Die Angst vor dem Betreten des Waldes war so gross, dass sie oft nicht bis zur Schule ging und vor dem Wald wartete, bis die Schule fertig war. Als sie in der zweiten Klasse war, kam eines Tages ihre Grossmutter aus Deutschland. Bevor sie sie begrüßte, fragte sie die Grossmutter, ob sie mit nach Deutschland gehen dürfe. Sie dachte nämlich, dort müsse sie nicht mehr zur Schule gehen. Ihrer Mutter gab es natürlich einen Stich ins Herz. Trotzdem durfte Lydia gehen. Eigentlich war nur ein Jahr geplant, es dauerte dann aber drei Jahre, bis sie zurückkehrte.

Am ersten Abend in Deutschland brachte die Grossmutter Lydia ins Bett. Sie forderte sie auf, dasselbe Gebet wie zu Hause zu sprechen. Lydia antwortete ihr, das gehe nicht, weil das ja schweizerdeutsch sei und Gott hier in Deutschland das nicht verstehe. Die Grossmutter erklärte ihr dann, dass Gott alle Sprachen verstehe, egal, wo man sich befinde. Sie erzählte ihr auch weiter, dass Gott bei ihr sei und sie liebe, wie er alle Menschen liebe. Bei ihrem neuen Lehrer lernte sie Hochdeutsch sprechen. Damit sie schneller Fortschritte machte, nahm er sie oft mit nach Hause. Einmal spazierte er mit ihr im Garten und pflückte eine Birne. Er fragte Lydia: "Was ist das?" Ihre Antwort war: "A Birä." Er korrigierte sie dann: "Eine Birne." Die Birne durfte sie dann nach Hause nehmen. So lernte Lydia die neue Sprache schnell.

Die Schule war sehr streng. Die Kinder wurden vom Lehrer oft geschlagen. Als alle Schülerinnen und Schüler ihrer Klasse in einem Diktat einmal sehr viele Fehler schrieben, mussten alle einzeln der Reihe nach antreten und erhielten mit dem Stecken einen Schlag auf die Finger. Sie gingen dann an den Platz zurück und weinten. Als Lydia an der Reihe war und ängstlich die Hand hinhielt, sagte der Lehrer: "Lydia, du bist so eine feine, zierliche Person, dich kann ich unmöglich schlagen, geh an deinen Platz." Sie setzte sich wieder an ihren Pult und weinte wie alle anderen. Zwischendurch wurde Lydia von Heimweh nach ihren Eltern und der Schwester geplagt. Einmal hatte sie Zahnschmerzen und sie war überzeugt, dass sie zu Hause keine hätte.

Nach der Rückkehr zu ihren Eltern musste Lydia erneut den Schweizerdialekt lernen. Die Familie Hennig lebte jetzt in Lutzenberg. Sie beendete hier die Schulzeit und begann mit 18 Jahren eine Haushaltlehre bei einer Pfarrfamilie in Kloten. Sie machte dort aktiv in der Jugendgruppe der Kirche mit und erlebte viele schöne Stunden, die sie prägten und ihr den Weg wiesen.

Später wieder Zuhause lernte sie Hans kennen. Er war ein schöner, grosser Mann mit dunklen Haaren. Mit ihm war Lydia zweieinhalb Jahre verlobt, als er sie wegen einer 14-Jährigen verliess.

Zu Hause im Lutzenberg hörte man sehr gut die Eisenbahnzüge vorbeifahren. Immer hoffte sie, er sitze in einem solchen Zug und kehre wieder zu ihr zurück.

In einem Lager der Jungen Kirche lernte sie dann ihren späteren Mann Ueli Schwendener kennen. Er studierte Theologie. Anfangs gefiel er ihr nicht besonders, denn er war das Gegenteil von Hans: Blond und blauäugig. Doch im Gespräch lernte sie ihn besser kennen und begann seine Art zu schätzen. Auf der Heimreise hatten sie in Buchs zwei Stunden Aufenthalt. Ueli wohnte hier und nahm Lydia mit zu sich nach Hause und stellte sie seinen Eltern vor. Zu Besuch war auch noch Onkel Ernst, welcher Lydia nach ihrem Alter fragte. Sie war damals 22 Jahre alt. Er fand, das sei höchste Zeit zum Heiraten. Ihr war es etwas peinlich. Die Mutter von Ueli schlug vor, sie solle doch bei ihnen übernachten, da es sonst sehr spät werde. Also spazierten Lydia und Ueli zum Bahnhof, um zu telefonieren. Damals hatten die meisten Leute noch kein Telefon zu Hause. Auf dem Heimweg zeigte Ueli ihr noch das Städtchen Werdenberg und das Seeli.

1946 heirateten sie in St. Peterszell, wo ihr Mann seine erste Pfarrstelle hatte. Im gleichen Jahr wurde ihr erstes Kind – Lydia geboren. Insgesamt hatten sie sechs Kinder: Lydia, Ueli, Michael (mein Vater), Andreas und die Zwillinge Karl und Matthias. Bei der Geburt der Zwillinge traten gefährliche Komplikationen auf, die der Mutter beinahe das Leben kosteten.

Meine Grossmutter zog die sechs Kinder gross, führte den Haushalt und erfüllte immer alle ihre Pflichten als Pfarrfrau. Sie engagierte sich auch in anderen Bereichen. Sie unterrichtete in der Sonntagsschule, war Präsidentin vom Frauenverein und sang aktiv im Kirchenchor mit. Wenn mein Grossvater Leute zu Sitzungen nach Hause brachte, wurden sie von ihr immer grosszügig bewirtet. Nicht einmal in den Ferien konnte sie sich gross ausruhen. Wenn im Sommer die ganze Familie in die Ferien fuhr, war es für sie selbstverständlich, für alle zu kochen. Für sie alle war Jugoslawien damals der beliebteste Ferienort. Fast jeden Sommer verbrachten sie dort auf einem Campingplatz. Mein Vater schwärmt noch heute von der wunderbaren Landschaft, vom glasklaren Meer und den gastfreundlichen Leuten.

Obwohl es meine Oma nicht immer leicht hatte, erzählte mir mein Vater, war sie immer zufrieden und aufgestellt. Niemals hätte sie sich über zu viel Arbeit beklagt. 1987 starb mein Grossvater an Krebs. Seither lebt sie alleine im Haus. Sie unternimmt viel, macht Besuche und lädt Leute ein. Sie ist eine offene, aufgestellte und liebenswürdige Frau. Ich mag sie sehr gut und freue mich immer, wenn ich sie sehe.